

Ein „Einhorn-Fund“ bei Niederhofen

Von Otto Lindt

In den Geheimen Ratsakten des Staatsarchivs in Stuttgart liegt unter dem Datum vom 22. Juni 1700 ein Bericht des Untervogts Ludwig Albrecht Hauff von Brackenheim an den Herzog Eberhard Ludwig über einen bei Niederhofen gemachten Fund von „unicornu fossile“, versteinertes Einhorn, der seines Inhalts und seiner Fassung wegen verdient, bekannt zu werden. Der Bericht lautet in wort- und schriftgetreuer Wiedergabe:

„Gestern abend hat Hans Jakobs Götzen Weib zu Niederhofen viel Stücklein von einem Gewächs in der Erden, so dem unicornu fossile gleicht, zusammen ein Pfund schwer wovon etlich Stücklein sub Nr. 1 hie beigefügt anher in die Stadt gebracht solches hin und wieder auch dem Apotheker allhier sehen lassen, der ihro, um den Ort, wo sie dieses minerale gefunden zu weisen, einen Taler versprochen. Das Weib hat die Stücklein endlich auch dem Keller und Verwalter gezeigt und weil beide dafür gehalten, daß es dem zu Kannstatt ohnlängst gefundenen und ausgegrabenen fast ähnlich, haben sie das Weib die Sach mir anzuzeigen, an mich gewiesen. Die hat mich nun berichtet daß sie vor 6 Jahren etlich Stücklin einer Baumnuß groß von eben solchem Gezeug zu Niederhofen nächst bei dem Dorf, an dem Rain eines Hohlwegs gefunden. Und weil ihrem vor 13 Jahren an Gichtern krank gelegenen Kind durch dieserlei Materie, welche weiland Hans Ulrich Weißenstein gewesener Anwalt zu Niederhofen schon vor vielen Jahren an eben diesem Ort gefunden, geholfen worden, habe sie die gefundenen Stücklein wohl verwahrt, erst vor 2 Jahren ihrer Geiß, die einesmals etwas Unrechts gefressen und schnell aufgeloffen, je etlich davon eingeschüttet, die sich gleich wieder erholt. Nach diesem im verwichenen Herbst 1 Jahr, ihr Sohn von 17 Jahren im Traubenlesen krank geworden, habe einen dick aufgeloffenen Bauch bekommen, vermutlich eine Spinne an Trauben gewesen, deme sie davon im Wein auch etwas eingegeben, der sei darauf gleich wieder munterer und recht worden, daß also wenn sie an den Ort wo sich solches Minerale gezeigt, vorbeigegangen, sie bisweilen danach gesehen und manchmal zu underst des Rains etlich Bröckelin gefunden. Gestern aber, als sie auf dem Weg nach Brackenheim begriffen gewesen habe sie an dem Rain ungefähr ein paar Stücklin und daß die Materie vom Rain inweg herunteren gewäret beobachtet, deswegen

sie den Rain hinaufgestiegen und mit ihrem Messer danach gegraben habe gleich bei einem Pfund, doch nicht an einem Stück, sondern bröckeleinweise herausgebracht. Und seie damit fort auf Brackenheim gegangen, habe es dem Apotheker gewiesen als der ihr vor etlich Stücklin schon vor 1 Jahr ein Landmünz gegeben mit Vorwandt, daß man das Pfund um 1 Taler kaufen könne. Diesmal er sie gezeigen, sie hätte solches von dem zu Kannstatt gefundenen Einhorn beigebracht, bis sie ihn mit Beteuern versichert, daß sie es zu Niederhofen aus einem Erd Rain bekommen, da denn er, der Apotheker, mit Verspruch eines Talers an sie verlanget, ihn an den Ort, wo sich solches Gezeug äußere, zu führen.

Nachdem ich nun selbstn auch dieses Minerale dessen das Weib an lauter kleinen Stücklein etlich Hand voll vorgezeigt vor ungemein und dafür gehalten, es dürfte etwas von dem unicornu fossile sein, so habe ich dem Schultheissen zu Niederhofen, den Ort über Nacht verhüten zu lassen, alsobald Befehl gegeben und mich heute allerfrühest daselbst hinverfügt, allda mit 6 Mann in dem Rain graben lassen, da sich denn gleich in ipsa superficie desselben, da die Erden nur ein wenig mit der Hauen geschürft worden hin und wieder etliche Stücklein, welche sub Nr. 2 hiebei verwahret, ergeben, durch gefolgt fernerer Graben, aber wurde weiter nichts gefunden ohnerachtet von 2 Ellen tief in den Rain auch über sich, unter sich und neben zu graben.

Dieser Rain oder Büchel findet sich zwischen 2 Hohlwegen, ist oben her je 10 Schub, unten am Fuß aber noch so breit und bei 60 Schritt lang, oben mit weißem Kies vermendet, unten aber von lauter Leberkies. Ob nun etwan wann der Rain recht durchgraben würde, so Zeit und Kosten erfordert, sich etwas hervortun möchte, lasse dahingestellt sein, indessen des obgedachten Hans Ulrich Weißensteins Wittib, jetzo Wendel Kolben Weib, von mir deponiert, daß ermet ihr erster Mann selig vor mehr dann 28 Jahren eine ganze Kappen voll von dergleichen Gewächs einesmals an eben diesem Ort gefunden die er, weil solches dem Einhorn so sehr er auf der Brackenheimer Apotheke einige Zeit vorher seiner Mutter abgeholt, ganz gleich gewesen, aufgehoben und zu Hause verwahrt davon auch seinen Pferden und Rindvieh mit gutem Effekt gebraucht, in dem französischen Alarm aber sei sie Deponentin, um solches gekommen.

Euer Gnaden habe hievon gehorsamst Bericht tun sollen nicht dafür haltend, daß es nötig weilen sich auf beschehenes nachgraben, von solchem minerali weiter nichts ergeben auch ungewiß, daß das gefundene von dem unicornu fossile, darüber untätigst zu berichten im Fall je dennoch E. Gnaden solches nötig erachten wollte gnädigsten Befehl gehorsamst erwartend, der mich anbei zu beharrlich gnädigster Propension untätiglich empfehle mit Verbleibung Euer Gnaden untätig gehorsamster Undervogt zu Brackenheim Ludwig Albrecht Hauff."

Um was handelte es sich bei dem Fund, den der Untervogt von Brackenheim eines so umständlichen Berichts an den Herzog für wert hielt und den der Apotheker Emmanuel Friedrich Rollwagen aus Brackenheim dem alten Weiblein aus Niederhofen mehr oder weniger gut bezahlt hat? Die ganzen Fundumstände weisen auf fossile Knochenreste hin. Geologisch steht um Niederhofen der Gipskeuper an, aber dieser enthält keine für damalige Zeit erkennbaren Wirbeltierreste. Das Keupergestein (der „Leberkies“ des Berichts) ist jedoch in der Gegend weitgehend von eiszeitlichen Ablagerungen, vor allem von Löß, überdeckt; der in dem Bericht erwähnte „weiße Kies“ war wahrscheinlich eine Diluvialschicht mit Kalkkonkretionen und die Fundstücke waren Teile diluvialer Säugerknochen. Dafür spricht auch der Hinweis auf den „ohnlängst“ bei Cannstatt gemachten Fund. Gemeint ist der große Mammutfund bei der Uffkirche vom Jahr 1700, der ungemeines Aufsehen erregt hatte; es war die erste planmäßige Fossilgrabung in Württemberg, ein Teil des geborgenen Materials wurde vom Herzog der Stadt Zürich geschenkt, ein Teil befindet sich noch im Besitz des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart. Daß die Niederhofener „Stücklein“ ebenfalls Mam-

mutreste, genauer Bruchstücke von Stoßzähnen des Mammuts waren, ist auch deswegen wahrscheinlich, weil die fossilen Mammutstoßzähne sehr leicht in eckige kleine Stücke zerfallen. Mammutreste sind zudem im Löß Württembergs nicht selten; W. O. Dietrich schätzte 1913 die Zahl der auf württembergischem Boden durch Funde nachgewiesenen Mammute auf etwa 3000, die Zahl der noch im Boden liegenden auf mindestens 100 000 und die Gesamtzahl der Tiere, die in der Eiszeit im württembergischen Raum gelebt haben, auf 20–24 Millionen.

Wie aber der Vogt von Brackenheim in seinem Bericht die Niederhofener Fundstückchen bald als „Gezeug“ oder „Gewächs“, bald als „Minerale“ und dann wieder als „unicornu fossile“ bezeichnet, so waren sich die Gelehrten über den Cannstatter Fund nicht einig. Sie dachten zwar auch an „Riesenbeinen“, sahen in den ausgegrabenen Knochen und Stoßzähnen aber auch wieder „ein Spiel und Werck der Natur“; selbst ein Vorstand der herzoglichen Sammlung hielt geraume Zeit später noch für möglich, daß die ausgegrabenen Knochen in der Erde „gewachsen“ seien, wobei er die Kalkkonkretionen des Lößes als „das principium und den Samen“ ansah, „woraus sich solche fossilia generieren“. Der Rat der Stadt Zürich aber führt die ihm überlassenen Stücke der Cannstatter Grabung in seinem Dankschreiben an den Herzog als „ansehnliche rariteten von allerhand gattungen Unicornum Fossilium“ auf, wie ja auch in dem Bericht des Brackheimer Vogts von „unicornu fossile“ die Rede ist.

Tatsächlich sind jahrhundertlang die fossilen Reste der diluvialen Elefanten, vor allem des Mammuts (*Elephas primigenius*), in geringerem Maß auch wohl des Waldelefanten (*Elephas antiquus*), auf das sagenhafte „Einhorn“ bezogen und unter dem Namen unicornu fossile, versteinertes Einhorn, als hochgeschätzte Medizin verwandt worden. Die Beziehung der mehr als armdicken und bis 3,5 Meter langen gekrümmten Stoßzähne dieser eiszeitlichen Elefanten auf das „Einhorn“ ist um so merkwürdiger, als das Fabeltier in allen bildlichen Darstellungen ziemlich schwächlich und mit einem dünnen geraden Horn wiedergegeben wurde (s. Abb. 1). Der Vogt und der Apotheker von Brackenheim werden freilich die gefundenen Stücklein einfach nach Herkommen und Handelsbrauch als „unicornu fossile“ bezeichnet haben. Jedenfalls aber war nach dem Bericht das vermeintliche fossile Einhorn um 1700 noch ein Begriff und gebräuchliches Heilmittel. Allerdings scheint es um diese Zeit, wie aus dem Bericht ersichtlich ist, in seiner Wertschätzung und seinem Preis schon so gesunken gewesen



1. Das „Einhorn“ aus der Cosmographie des Sebastianus Munsterus vom Jahr 1544

zu sein, daß auch ein einfacher Bauer die Wundermedizin für seine Mutter kaufen konnte; es sei denn, daß ihm der Apotheker statt des „unicornu verum“ in diesem Fall „unicornu falsum“ verkauft hätte...

* * *

Das „Einhorn“ hat niemals gelebt und ist doch kein reines Phantasiegebilde. Zunächst ist gewiß, daß die Vorstellung eines pferdeähnlichen Tiers, das als bezeichnendes Merkmal ein langes, von der Stirne nach vorn gerichtetes Horn tragen sollte, aus dem Orient stammt; sie findet sich schon im Alten Testament,* bei Aristoteles und bei Plinius und drang über die Gelehrtenstuben und Mönchszellen des Mittelalters erst verhältnismäßig spät in den europäischen Kulturkreis ein. Vom 16. bis 18. Jahrhundert glaubten aber Gebildete und Ungebildete fest an die Existenz des merkwürdigen Fabelwesens. Im 17. Jahrhundert gab es eine Unmenge Schriften, sogenannte Monocerologien, die sich mit dem „Einhorn“ befaßten; sie enthalten eine Fülle immer wiederholter phantastischer Behauptungen, wie die, daß das „Einhorn“ nur im Schoß einer Jungfrau lebendig gefangen werden könne. Das „Einhorn“ galt ja auch als Sinnbild der Keuschheit.

Das Urbild des „Einhorns“ ist nach überwiegender heutiger Ansicht in dem aussterbenden einhornigen Nashorn (*Rhinoceros unicornis*) Bengalens zu suchen. Dem deutschen Mittelalter war dieses Tier noch fremd; erstmals hat es Dürer 1515 in einem nach einem portugiesischen Vorbild gefertigten Holzschnitt bekanntgemacht. Die Beziehung des „Einhorns“ auf diese Nashornart hat große Wahrscheinlichkeit; selbst die zunächst grotesk anmutende Schilderung des Plinius, nachdem das Fabeltier einen Pferdeleib, den Schwanz eines Schweines, den Kopf eines Hirsches, die Füße eines Elefanten und ein großes, langes Horn auf der Stirn habe, erscheint im Blick auf das bengalische Nashorn bei genauer Überlegung nicht so unsinnig, wie sie sich zunächst anhört. Auch die weiße Farbe, die dem „Einhorn“ gemeinhin zugeschrieben wurde, trifft auf das bengalische Nashorn insofern zu, als sich dieses Tier gerne im Schlamm wälzt, der dann weiß auf trocknet (*Bengt Berg, Meine Jagd nach dem Einhorn*, 1933).

Die gegrabenen „Einhorn-Zähne“, in Wahrheit die

* 4. Mose 23, 22, 5. Mose 33, 17, Psalm 22, 22, Psalm 92, 11, Hiob 39, 9–11. Luther übersetzt an allen Stellen „Einhorn“; ob der Verfasser des Alten Testaments und auch Luther aus der Vorstellung seiner Zeit heraus wirklich an das fabelhafte „Einhorn“ gedacht haben, ist ungewiß. Neuere Autoren übersetzen „Wildstier“ oder „Büffel“.



2. Schillers Wappen aus dem Kaiserlichen Adelsbrief von 1802. (Original im Schiller-Nationalmuseum Marbach)

Stoßzähne diluvialer Elefanten, vor allem des Mammut, galten bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts als hochwertige und kostbare Medizin. Diese pharmazeutische Verwendung eines Fossils steht nicht allein; auch die Belemniten dienten als Heilmittel gegen die verschiedensten Krankheiten, und in den chinesischen Apotheken wurden bis in die jüngste Zeit noch pliozaene und diluviale Säugerzähne zu medizinischen Zwecken vertrieben. So erwarb R. v. Koenigswald dort die ersten bekannten Zähne jener aufsehenerregenden Riesenvorfahren des Menschen, die unter dem Namen *Gigantopithecus* beschrieben wurden. Das „unicornu fossile“ fand in Deutschland vor allem bei Vergiftungen, gegen Bisse und Stiche, auch gegen Fieber und Durchfall, ja gegen Pest Verwendung; im 17. Jahrhundert wurde es zum Allheilmittel schlechthin. Zahlreiche, recht absonderliche Rezepte sind überliefert; das Wundermittel wurde Kranken, die es sich leisten konnten, gleich pfundweise verordnet. Die Wirkung wird etwa dem heutigen Bolus entsprochen

haben, beruhte im übrigen wohl wesentlich auf dem Glauben.

Da aber die große Nachfrage nach der Unicornu-Medizin durch die Mammut-Funde nicht befriedigt werden konnte, griff man offen oder heimlich zum Ersatz. Daher wurde scharf zwischen dem „unicornu verum“ und dem „unicornu falsum“ unterschieden. Zu ersterem, dem „gegrabenen Einhorn“, zählten die fossilen Elefantenzähne und merkwürdigerweise auch die Eckzähne des Höhlenbären, obwohl diese in keiner Weise mehr der hergebrachten Vorstellung des „Einhorns“ entsprachen. Viele Höhlen sind aus diesem Grunde so durchwühlt auf uns gekommen, bei Scharzfeld im Harz heißt eine Höhle noch heute Einhornhöhle, und unsere Bärenhöhle bei Erpfingen hätte sich also auch damals, wenn auch in ganz anderer Weise als heute, kommerziell auswerten lassen. Zum „unicornu falsum“ zählten vor allem die Stoßzähne des nordischen Narwal, die tatsächlich so aussehen, wie man sich das Horn des „Einhorns“ dachte (s. Abb. 1), ferner das Elfenbein des lebenden afrikanischen Elefanten, die Stoßzähne des Flußpferdes und die Walroß-Zähne. Aus diesen schloß noch Leibniz, daß zum mindesten ein Teil des „unicornu fossile“ von Walrossen stammen müsse. Das „unicornu falsum“ wurde wie das echte verwandt, doch schrieb man ihm viel geringere Wirkung zu und stand es entsprechend niedriger im Preis. Ähnlich unterschieden die chinesischen Apotheker bis auf unsere Tage zwischen dem „echten“ Horn des bengalischen Nashorns, das als

unfehlbares Mittel zur Erhaltung der Jugendkraft buchstäblich mit Gold aufgewogen wurde, und den „falschen“ minderwertigen Hörnern des afrikanischen Nashorns. Das bengalische Nashorn ist mit deswegen nahezu ausgerottet, weil sein Horn in China als zauberhaftes Verjüngungsmittel galt.

* * *

Heute glaubt niemand mehr an die Existenz des „Einhorns“, und auch seine medizinische Rolle ist ausgespielt. Die Erinnerung an das sagenhafte Tier, das die Phantasie der Menschen lange Zeit so sehr beschäftigt hat, blieb aber in mancherlei Form erhalten.

Viele deutsche Apotheken nennen sich nach dem alten Wundermittel heute noch Einhorn-Apotheken, zum Beispiel in Württemberg in Stuttgart, Heilbronn und Giengen an der Brenz. Als „mondenfarbenes Geheimnis“ geistert das Fabelwesen durch die romantisierende Dichtung und Kunst; am bekanntesten wohl auf Böcklins Bild „Das Schweigen im Walde“, das sich sehr genau an die alte Vorstellung des Tieres hält. Vor allem aber hat das „Einhorn“ in der Heraldik eine bleibende Zuflucht gefunden. Die ehemaligen Reichsstädte Schwäbisch Gmünd und Giengen an der Brenz tragen ein aufgerichtetes Einhorn im Wappen; beim großen englischen Staatswappen ist es Schildhalter. Von den zahlreichen Familienwappen, die das „Einhorn“ führen, ist besonders Schillers Adelswappen zu erwähnen, auf dessen Schild und Helm das „Einhorn“ mit nach vorn gerichtetem Horn sehr bezeichnend wiedergegeben ist.

Wir veröffentlichen den vorstehenden Beitrag aus der Feder von Otto Linck mit um so größerer Freude, als wir ihm bei dieser Gelegenheit zu einer hohen Ehrung unsere herzlichen Glückwünsche aussprechen dürfen. Otto Linck ist zu seinem 60. Geburtstag am 15. Mai 1952 die Würde eines Ehrendoktors der Naturwissenschaften von unserer Heimatuniversität Tübingen verliehen worden: „Dem unermüdlichen, selbstlosen Erforscher der Geologie und Paläontologie seiner Heimat, dem begeisterten Naturfreund, dem ausgezeichneten Botaniker und erfolgreichen Forstmann in dankbarer Würdigung seiner vielseitigen Verdienste.“

Damit hat eine umfassende und weitreichende wissenschaftliche Arbeit ihre wohlverdiente Anerkennung von seiten der Fachwelt erfahren. Otto Linck ist aber mehr als anerkannter Fachwissenschaftler — er ist begnadeter Dichter und er ist Heimatfreund. Der Schwäbische Heimatbund ist stolz darauf, Otto Linck zu seinen engsten Freunden und Mitarbeitern zählen zu dürfen; seit langer Zeit ist Linck Ehrenmitglied unseres Bundes. Und wenn heute das Zabergäu seinen natürlichen landschaftlichen Charakter bewahrt hat, so ist das ausschließlich das Verdienst von Otto Linck, der seit bald einem Menschenalter als Forstmeister in Güglingen wirkt. Sein besonderes Augenmerk hat er auf das Kleinod des Zabergäus gerichtet, den Michelsberg, dem er ebenso intensiven Natur- wie Kunstschutz angeeignet läßt.

Bei der Würdigung seines dichterischen Schaffens ist mehrfach gesagt worden, Otto Linck gehöre zu den Stillen im Lande. Das ist nur bedingt richtig insoweit, als der Dichter in seiner menschlichen Bescheidenheit wenig Aufhebens von seinem Dichtertum macht. Aber die Stimme, die er im Chor der schwäbischen Dichter erklingen läßt, ist volltönend und von kräftiger Eigenprägung. Seine Lyrik („Sang im Sommer“) ist gefüllt mit Wohlklang, mit Besinnlichkeit, mit herzerfrischender Natürlichkeit. Und als Erzähler ist ihm ein Wurf geglückt wie die Kriegsnovelle „Sankt Martin“, die einmal zu den klassischen Erzählungen des deutschen Schrifttums gerechnet werden wird.